



Inhalt: Im Wintersturm. Von M. F. (zu dem Bilde von A. Kessler). — Der Tannenbaum im Schwarzen Fleck. Eine Hamburger Geschichte von F. Meister. (Schluß). — Lied aus dem Toskanischen. Frei nach Tigris. Von Anthippus. — Zur Ästhetik der Mode. III. — Illustrationsproben aus „Studien und Kompositionen“. Von Jean Stauffacher. — Unter den Arkaden. Von Günther von Freiberg (mit Bild von C. Karger). — Literarische Charakterbilder: Hermann Heiberg (mit Porträt). Von Ludwig Biemssen. — Puz- und Modegeschäfte in Kalkutta. — Maskeraden in Wien. — Kulinarisches über den Hasen. — Allerlei fürs Haus. — Dilettanten-Arbeiten (mit Abbildung). — Für Kunstfreunde. — Bunteres Allerlei. — Korrespondenz.

Nachdruck verboten.

Im Wintersturm.

Nur wenige der Bewohner unseres Binnenlandes können sich eine richtige Vorstellung von dem Charakter machen, den unsere Meeresküsten annehmen, wenn

der Sommer verschwunden ist und die Seebadeorte in winterliche Erstarrung versunken sind. Auch für die große Mehrzahl unserer Leser ist der Strand der Ost- und Nordsee bisher wohl nur ein feiertäglicher Aufenthalt gewesen, auf den die Sonne warm und freundlich herniederstrahlte und dessen mit Wald und Busch und Ginstergestrüpp bestandene Höhenzüge und Dünenketten nur zu träumerischem Stillleben und Herz und Gemüt beruhigenden Spaziergängen geschaffen zu sein schienen.

Allein der Winter bringt hier eine gänzlich veränderte Scenerie. Die graugrüne See breitet sich dann in langgestreckten, schwer rollenden Wogen unter den fliegenden, zerrissenen Wolken aus, der Nordwind segt den Dünenrand wirbelnd landeinwärts, die Bäume stehen tief und tiefer gebeugt unter seiner Wucht, und das Donnern der langen Brandungslinie, aus der hier und da schneeweiße Schaumfäulen masthoch emporsteigen, vermischt sich mit dem Tosen des Windes zu einem endlosen, betäubenden Dröhnen. Die Grundfarbe eines solchen Küstenbildes ist allenthalben ein kaltes Grau, die Konturen sind hart und schroff, aber über dem Ganzen liegt ein Ausdruck grimmer Majestät.

Während der letzten Tage des November 1885 hatte ein schwerer Sturm an den Küsten der Nordsee gewüthet, und als ich spät am Abend des Dreißigsten im „Anker“ zu Ostende anlangte, fand ich im Gastzimmer noch eine Anzahl von Leuten vor, die sich lebhaft über einen Schiffbruch unterhielten, der sich an demselben Tage vor den Augen fast der gesamten Einwohnerschaft der Stadt zuge tragen hatte. Ich setzte mich zu der meist aus Seeleuten und Hasenbeamten bestehenden Gesellschaft und vernahm nun aus dem Munde eines der letzteren das Folgende:

„Heute früh, es mochte gegen sechs Uhr sein, stand ich auf meinem Posten draußen auf dem Strande, gegenüber der roten Baake. Ich hatte die Ordre, auf Nothsignale zu achten, die von der See kommen mochten. Stand also und lugte unter dem vors Gesicht gehaltenen Arm hervor, weil die mit einer heftigen Bö herabkommenden Schlossen mir sonst die Augen ausgeschlagen hätten: da sah ich plötzlich in dem grauweißen Dunst einen wrackten Schooner diwers gegen das Land angetrieben kommen. Er wälzte sich unbeholfen näher und näher heran, und ich rechnete schon aus, auf welchem Ende der Bank er sitzen bleiben würde; dann aber kam eine neue Bö

und in dem wirbelnden Gisch und dem dichten Regen sah ich nichts mehr. Jetzt sprang ich auf, rannte zur Station und machte die Meldung. Es dauerte nicht lange, da war der Strand dicht mit Menschen bedeckt, darunter auch Frauen und Kinder. Auch auf dem Molo standen sie Kopf an Kopf gedrängt, obgleich die See am äußeren Ende desselben in mächtigen Wogen drüber her brach. Alles wartete angstvoll und atemlos auf den Moment, wo der Schooner, der jetzt ganz deutlich zu

nach zu urteilen, festlachte. Der Raketenapparat der Station stand längst in Bereitschaft. Dreimal feuerten wir die Leine vergeblich gegen das Wrack, sie flog gegen den Sturm wie gegen eine Mauer; beim vierten Versuch aber brachten wir sie über die Gaffel des Schooners, und wir sahen, wie der Mann sie faßte. Ob aber der arme Mensch nun nicht wußte, was er damit beginnen sollte, oder ob er bereits zu schwach war, genug er hing in der Großwagt, hielt die Leine in der Hand und rührte sich nicht, und wir waren außerstande, ihm die nötigen Anweisungen zuzurufen. Es wurde uns sehr bald klar, daß der Mann nur mit dem Boote zu retten war. Der Schooner lag so, daß wir sein ganzes Deck übersehen konnten; es befand keine Seele weiter an Bord.

Ich glaube nicht, daß es eine wüthendere Brandung geben kann, als wir sie heute morgen hatten; trotzdem war nicht einer unter uns, der nicht bereit gewesen wäre, den Versuch zur Rettung des armen einjamen Seefahrers zu machen, dessen Blicke auf uns gerichtet waren, und der, immer von neuem unter den schäumenden Sturzseen begraben, vielleicht schon an uns verzweifelte, weil wir, auf ihn wartend, so lange zögerten.

„Ich gehe ins Boot,“ schrie ich, „wer ist mit dabei?“ In zwei Minuten hatte ich eine Mannschaft, und hundert Hände packten an, um das Boot zu Wasser zu bringen. Was dann geschah ist mir jetzt noch wie ein Traum. Wir waren sieben Mann im Boot. Die erste See ersäufte uns fast, und ich sagte mir, daß wir's nimmermehr schaffen würden. Vorn, hoch im Bug, aber fast der Größte und Breitesten von uns und fing mit seinem Rücken die Wassermassen auf, die uns entgegenstürzten. Wir flogen empor und stürzten dann wieder in die Tiefe, geblendet und fast erstickt von dem tosenden, schmetternden Gisch; aber wir strebten fest und stetig vorwärts. Genug; es gelang uns, den Mann vom Wrack abzuholen.

Und doch war unsere Mühe vergeblich gewesen; denn als wir uns unseren Geretteten anschauten, nachdem wir ihn sicher auf dem Trocknen hatten, entdeckten wir, daß er im Boote den Geist aufgegeben hatte, daß er starr und tot war. Die fürchterlichen Leiden durch Nässe und Kälte, und vielleicht auch durch Hunger und Durst, hatten ihm den Rest gegeben. Er war noch ein junger Mensch; seine Mutter wird nun vergeblich auf ihn warten.“

Am nächsten Morgen ging ich hinunter zum Strande. Noch immer wehte ein recht heftiger Nordwest und die See brauste wild und hohl. Der Schooner lag auf der Bank, von den Wogen überschäumt, und auf dem Bollwerk drängten sich die Neugierigen. Ein Gallionsbrett war über Nacht an den Strand gespült worden, man zeigte mir dasselbe; es trug den Namen „Gertrudis.“



Im Wintersturm. Gemälde von A. Kessler.

sehen war, auslaufen würde. Die Wogen standen draußen wie Gebirge. Endlich sah das Fahrzeug fest, wenige hundert Schritt innerhalb des Molo. Wir merkten es an dem plötzlich luftwärts von ihm emporbäumenden und ihn überstürzenden Gisch. Gleich darauf brach die auf dem Bollwerk stehende Menge in einem lauten Schrei aus; ich schaute zum Wrack hinüber und gewahrte einen Mann, der langsam in der Lee-Großwagt emporstommt und sich in halber Höhe derselben, seinen Bewegungen

Zur Ästhetik der Mode.

Unparteiische Briefe von Hans Schliepmann.

III.

In Ihrem liebenswürdigen Antwortschreiben auf meinen letzten Stoffseufzer betreffs des Fracks habe ich mit Freunden die feierliche Erlaubnis gefunden, hinfort in ihrem Hause allezeit ohne dieses kellerhafte Kultursymbol erscheinen zu dürfen.

Möchten doch recht, recht viele Ihrer schönen Evaschwwestern gleich Ihnen von der hoffnungslosen Schönheitswidrigkeit unserer Gesellschaftsuniform überzeugt sein und gleich Ihnen handeln: es würde sicherlich nur an den Frauen liegen, uns aus dieser elenden Vogelgeschwanzkarikatur herauszuspotten, trotz der heiligen Gefühle der fetischdienerischen „Gesellschaft“!

Aber wir werden wohl noch lange Geduld haben müssen! An die Stelle der Ästhetik ist eben in der Gesellschaft jetzt eine heiliggesprochene und blindlings zu befolgende Nachahmerei getreten; man macht die Mode nicht aus irgend einem Schönheitsgrunde mit, sondern weil diese oder jene autoritative, sonst aber vielleicht elend geschmacklose Perion es einmal gemacht hat und es doch — Dummheit, Geschmacklosigkeit wäre, anders als jener Götze empfinden und denken zu wollen!

Ich werde auf diesen Punkt später noch zurückkommen müssen, und ich glaube prophezeien zu können, daß dabei und bei meiner geschworenen Unparteilichkeit nichts Anderes herauskommen wird als eine Satire; einstweilen aber hat mir doch Ihr mutiges Auftreten in Sachen Frack contra Schönheit den Mut gegeben, wieder an letztere zu denken und wie bei dem Falle Sodoms und Gomorras um des einen Gerechten willen nicht Feuer und Schwefel regnen zu lassen, sondern Milde und Erleuchtung. Lesen Sie übrigens Andererseits unübertreffliche Satire auf die Gesellschaft, das Märchen von des Königs neuen Kleidern, so werden Sie von mir auch nicht mehr viel Boshafteres erfahren können, so daß Sie mir nun ohne Besorgnis wieder auf meine Forschungsreise in das Gebiet der Mode folgen dürfen.

Sie werden bei meiner Darstellung der ersten Entdeckung menschlichen Kunstschaffens vielleicht mit Befremden schon bemerkt haben, daß darin bisher die Schönheit gar keine Rolle gespielt hat.

Dem ist aber auch thatsächlich so. Der Begriff der Schönheit, dem unrigen wenigstens einigermaßen angenähert, tritt erst auf einer weit höheren Kulturstufe auf. Das Schaffen war im Anfang alles; was geschaffen, kommt gar nicht so in Betracht für den Genuß — und so ist's eigentlich auch jetzt noch! Unsere Herren Kritiker von der unfruchtbaren Tabularsanatikerpartei freilich möchten das nicht wahr haben. Sie haben nichts als ihren trockenen Verstand und möchten doch auch ihre Freude haben! Da zerupfen oder vermesssen und destillieren sie dann und zeigen, daß sie doch schließlich hierin auch eine Art, wenn auch verneinenden, zerstörenden Schaffensgenusses kennen.

Aber nun fragen Sie doch den ersten besten, oder vielmehr schlechtesten Pegasusreiter von Dilettanten, ob er nicht an seinen Reimereien mehr verzückten Genuß empfindet als an allen Perlen der Weltliteratur, und sehen Sie sein verrückt bescheidenes Lächeln! — Der Mann ist nicht verrückt, trotz seiner entsetzlichen Verstüpfelungen; er hat eben auch nur den ganz elementaren Schöpfertrieb befriedigt und fühlt sich wohl!

„Und wo bleibt die Schönheit?“ —

Bitte, meine Verehrteste, jogleich! Nur noch einen Augenblick Geduld!

Wir können übrigens, um uns nicht unnützig in philosophische Höhen zu versteigen, die Sache gleich hier bei unserem Dichtering praktisch in ziemlicher Klarheit erledigen.

Da ist also so ein poetischer Wechselbalg zu herrlichster Freude des edlen Erzeugers in die Welt gesetzt. Alle Welt aber muß sich daran freuen! Man liest ihn also den Freunden vor — schauerliche Stille! — Die Glenden haben keine Gefühle! Man beglückt eine, zwei, drei Zeitungsredaktionen: erbarmungslose Briefkastennotizen verlangen kaltherzigen Kindesmord oder übernehmen das Geschäft mittelst giftiger Spottwitriollösung gleich selbst!

Ach, wo soll da noch die rechte Vaterfreude herkommen? Und dann geht man, wenn man einen sehr lichten Augenblick hat, zum Arzt, d. h. hier einem Kunstverständigen, und läßt das süße Kind untersuchen: O je! Hier fehlt ihm ein Fuß, dort hat es zwei zu viel; hier sind ihm die Glieder verrenkt, dort ist der Rumpf bereits schief! — Die Augen gehen dem Arzmen schrecklich auf (häufiger freilich auch dann nicht!) und er wendet sich mit Grausen von seinem eigenen Produkt ab, das freilich dann mindestens schon ein paar Jahre die Menschheit unsicher gemacht haben muß!

Seine Schaffensfreude ist ihm aber in jedem Falle schließlich vergällt. Vergällt, weil die anderen ihn „nicht verstanden“, weil sein Kindlein nicht die Lebenskraft besaß, sich gegen die Welt zu behaupten, weil die Seifenblase exträumer Schöpfermacht an der widerstrebenden Außenwelt in nichts zerplatzt ist.

Er hatte also keinen vollen Genuß; dieser tritt erst dann ein, wenn der Schaffende keinerlei Beschränkung seiner Kraft durch sich oder die Welt empfindet. Die Welt muß ihn also verstehen, sein Werk muß sich in dieselbe einordnen — oder die Kraft besitzen, jene trotz ihres Widerstrebens zu unterjochen.

Und so ist es auch mit dem aufnehmenden Kunstgenuß. Auch er ist schließlich Schaffensfreude. Wer nicht vermag, das Werk des Künstlers in sich selbst nachzuschaffen, also mit dem Künstler zu leben, der hat kein eigentliches Kunstgefühl.

Das ist, beiläufig gesagt, noch gar keine Schande, denn es ist ein Talent, dessen Fehlen überdies der Welt den allergeringsten Schaden thut, wofern der empfundene Mangel nur nicht zur elendesten aller Spiegelschtereien, zum erheuchelten Kunstgenuß führt!

Und nun ferner, wo ein Werk nicht vermag, sich in unserem Inneren einer Welt gegenüber zu behaupten, wo wir, mit einer empfänglichen Seele begabt, nichts dem



Studien und Kompositionen (Fig. 2, Blatt 5) von Jean Stauffacher. Verlag von W. Kreuzmann, St. Gallen.

Gleichgestimmtes in uns entdecken, da vermag solch Werk uns keinen reinen Kunstgenuß zu verschaffen.

Den Inbegriff aber solcher Eigenschaften, die das Werk zu einer bedingungslosen, frei in sich bestehenden, hinreißenden Schöpfung machen, nennen wir Schönheit. —

Sie sind etwas unbefriedigt, meine Gnädigste, von dieser Erklärung der Schönheit? Sie vermischen die übliche „Naturgemäßheit“, die „Harmonie“ und wie die Umschreibungen sonst lauten? —

Ich gebe zu, diese Auffassung ist vielleicht nicht die landläufige. Sie scheint etwas allzu umfassend, zu vieldeutig.

Und doch kann ich Ihnen kaum eine bessere geben! Absichtlich lasse ich dem Begriffe seinen schwankenden Umfang, denn es ist endlich an der Zeit, im Zeitalter der Entwicklungslehre auch den Begriff Schönheit aus seiner künstlichen Verfeinerung zu befreien. Die Schönheit ist sicher kein feststehender idealer Begriff, aus dem man Formen hämmern, Maßstäbe schneiden könnte, sondern ein individueller! Daher auch die Erscheinung, daß in unserer vielzerpalteten Zeit selbst unter den Schönheitschöpfern, den Künstlern, die widersprechendsten Richtungen vertreten sind.

Die Bedingungen des Einzeldaseins sind unendlich verschieden geworden; was aber solch Einzeldasein ohne Nest aufnehmen kann, was ihm als congeniale Kraft gegenübertritt, ist ihm schön. Vielleicht nur ihm. — Aber was erscheint noch allen schön? — Die Natur höchstens, — und auch die nur, so weit wir sie verstehen, umfassen! Ein Sommeraufenthalt auf dem Saturn würde uns wahrscheinlich zunächst fürchterlich sein, dann erst grandios; schön? — nun, es käme auf den Versuch an, wie lange wir dazu uns gewöhnen müßten!

Nur ein Weltenschöpfer, der in das Wesen aller Dinge eindringt, kann deshalb auch das einzige Ideal der Schönheit ausdenken, oder vielmehr in sich empfinden, und dieses wäre — das ganze All.



Studien und Kompositionen (Fig. 2, Blatt 6) von Jean Stauffacher. (Vergl. Seite 40.)

Unsere Kurzsichtigkeit verhindert uns, das All schön zu finden. Wir begreifen nicht, weshalb ein Wesen dem anderen zur Nahrung dienen soll, und finden den Kampf ums Dasein recht unästhetisch; wir vermögen weder die Schönheit des Ungeziefers einzusehen, noch von einem Milypferd einen angenehmen Eindruck zu empfangen. Warum soll nicht ein höherer Geist als der unsere auch das alles durchaus zur Naturharmonie gehörig erkennen?

So kommen wir bei solcher Schönheitsauffassung wunderbarerweise dem herrlichen alttestamentlichen Wort wieder als moderne Menschen sehr nahe: „Und Gott sahe, daß alles sehr gut sei“.

So ist's auch dem Künstler seinem Werk gegenüber; deshalb sein Schaffensglück. Und so fühlt sich selbst der Stümper, wenn er nur meint, eine Welt geschaffen zu haben.

„Und die Mode?“ erinnern Sie mich mit vorwurfsvollem Lächeln. —

Thuerste Freundin, als wir vom Englischen Hof nach Schloß Hohenzollern hinaufstiegen, haben wir die Blumen am Wege gepflückt und sind so unvermerkt zur Höhe emporgekommen, einen reizenden Feldblumenstrauß oben in der Hand.

Ich hoffe, Sie gestatten Ihrem Ritter, auch heut gelegentlich eine Blüte, wenn auch aus dem etwas abgelegeneren Felde der Spekulation, herbeizutragen. Sie sehen, ich habe den Blüten die Dornen ganz handlich abgezupft, daß selbst eine vollendete Dame ihren Duft wenigstens prüfen kann.

Und dann, sehen Sie, wenn wir für die Ästhetik der Mode kämpfen wollen, müssen wir doch zunächst unsere Waffen kennen! Glauben Sie nur, wir werden fast alles Gesagte noch brauchen! Und in diesem Glauben vertrauen Sie auch ferner

Ihrem ergebensten
H. S.

Unter den Arkaden.

Von Günther v. Freiberg.

„Einst war ich Näherin, dann Gräfin, — jetzt bin ich wieder Näherin!“ so sagte die noch immer schöne Venezianerin Antonietta, welche mir Wäsche anfertigte und bisweilen meinen Besuch empfing, da mir ihr seltsames Schicksal, ihre angenehme Persönlichkeit, ihr fein besaitetes Herz Teilnahme einflößten.

Sie wohnte an irgend einer krummen Brücke im siebenten Himmel eines baufälligen Palastes, nähte und nähte für Geld, und war doch legitime Besitzerin eines großen, schwerwiegenden Namens gewesen, oder vielmehr: sie war es noch. Aber ungünstige Verhältnisse hatten es mit sich gebracht, daß sie ihren obliturnen Mädchennamen wieder angenommen hatte und in ein niedriges Stübchen zurückgekehrt war. Am Fenster dieses Stübchens, hinter einem Flor gefüllter Ranken, erzählte sie mir das Märchen ihres Lebens mit echt jüdischer Suade, wie folgt: „Da Sie, mein deutscher Herr Poet, nicht aus Venedig gebürtig sind, so wissen Sie vermutlich nicht, daß es einem Brautpaar Unglück bringt, zwischen den beiden Säulen der Piazzetta zu gehen; daher machen die Verlobten stets einen weiten Bogen um den Löwen und den heiligen Theodosius herum.“

Geschieht indessen, daß man zerstreut ist, — du mein Himmel, die Zugend! Die ist blind vor Liebe und kennt keine Vorsicht.

Ich war sechzehn Jahre alt und hatte auf Anraten meiner Base einen Bräutigam genommen, den Fischhändler Zanetto, einen gutherzigen, wittergebräunten Burschen, dessen Vater ein Haus und ein ganz einträgliches Geschäft auf Burano besaß. Zanetto war närrisch verliebt in mich, die nichts als ein schwarzwolles Kleidchen, einen schwarzen Schleier und einen Papierfächer ihr eigen nannte. Beim Bilderhändler der eisernen Brücke hatte er einen französischen Kupferstich gekauft, ein näherndes Mädchen mit der Unterschrift „Rigolette“.

„Aha,“ unterbrach ich, „die sympathische Volksblume aus den „Geheimnissen von Paris“.“

„Ganz recht! Er sagte, ich gleiche der Rigolette Zug für Zug, was mir nur angenehm sein konnte. Ich war damals recht eitel, ich dummes Ding! Zanetto selbst sah eigentlich aus wie ein Mohr und trug grobes Zeug, trotzdem er die Kundschaft der reichsten Familien hatte. Aber die Maler, namentlich die fremden, fanden dies prächtig und waren immer mit Rot- und Bleistift hinter ihm her, — die närrischen Leute! Daher glaubte auch ich schließlich, mein Liebster sei ein wahres Wundertier.“

Bei schönem Wetter promenierte ich mit der Base im Sonnenfinken vor dem Dogenpalaste; einmal war ich besonders froh und übermütig, hatte die Tasche voll Bonbons und Mandorletti, als jählings Zanetto weiß wie Kreide wird und mir zuraunt: „Jesus, du wirst mir untreu werden, Tonietta!“ Erschrocken blickt ich empor und gewahrte über mir das Krokodill des heiligen Theodosius, zu Häupten Zanettos das geflügelte Löwentier, welchem Napoleon Bonaparte die Brillantaugen stahl.

Madonna mia, betroffen war auch ich! und die Base schlug ein Kreuz nach dem andern. Doch sagte ich mich und lachte: „Seid nicht so abergläubisch!“ und zog schnell den braunen Jungen unter den Säulengang des herzoglichen Palastes. „Siehst du,“ flüsterte ich ihm zu, „die Täubchen, die uns umflattern? Gehören diese zahmen Vögel, die auf Staatskosten gefüttert werden, nicht seit undenklichen Zeiten zu Venedig, so gut wie die Gondeln, die Glasperlen u. s. w.? Wohlan, so lange es Tauben giebt auf unseren Plätzen und Gäßchen, so lange werde ich dir treu sein, d. h. noch über das Grab hinaus!“

„Das läßt sich hören,“ sagte Zanetto mit dankbarem Blick und geleitete uns beruhigt nach Hause.

Es hatte gerade sieben Uhr geschlagen, als ich Zanetto ewige Beständigkeit gelobte. Drei Stunden später nahm mein Schicksal eine unerwartete Wendung! Zwar nicht gewaltig, aber doch unabwendbar.

Ich saß nämlich ganz allein auf meinem Stübchen, nebenan schlief die Base; der Mond lugte zum Fenster herein, es war Frühling; in einem nahen Gärtchen

dufteten Rosen und Gaisblatt. Da klangen, nein da sangen Töne herüber aus dem Palast der verwitweten Gräfin Carpi, und diese Töne griffen mir ans Herz, sie überschlichen mich mit süßem Zauber, sie kündeten fernes, ungeahntes Glück! Klavierpiel war's, aber welch ein Spiel!

Wir sind hier zu Lande alle geborne Musiknarren; haben wir zwei Lire, so laufen wir in die Oper; unsere öffentlichen Serenaden auf dem Kanal grande werden nur von Künstlern ersten Ranges ausgeführt; so bilden wir unser Ohr, unsern Geschmack, wenn wir auch keine gelehrten Musiker sind.

Jenes Spiel — die „Mondscheinsonate“, wie ich später erfuhr — machte mich weinen und jauchzen, ich fiel auf die Kniee und lauschte mit verhaltenem Atem.

Drüben unter den Fenstern des Künstlers hatten sich Gondeln angefunken, man applaudierte rings umher und rief schallende evvivas und bravos!

Darauf verstummten die himmlischen Klänge, das Licht erlosch im gegenüberliegenden Balkonzimmer. Totenstille!

Selig blickte ich zu den Sternen empor, ohne zu schlafen. Früh am Tage war ich unten am Kanaleto und winkte dem Gondolier der Gräfin. „Du, Vittorio, wer spielte gestern abend bei euch?“

„Unser jüngster Herr Graf. Er kam eben aus Paris und London zurück.“

„Er spielt wie ein Engel.“

„Er ist auch ein Engel. Da, schau, eben öffnet er sein Fenster. Das ist Graf Camillo.“

Ein Engel stellt man sich gewöhnlich blond vor, ringellockig, weiß und rosig von Angesicht, wie er auf dem Tobiasbilde in der Akademie abgemalt ist; Graf Camillo war bleich mit dunklem, schlichtem Haar, nicht gar so jung mehr, anfang der Dreißiger; ich fand ihn durchaus nicht hübsch, sondern war ziemlich enttäuscht.

Indessen als spät abends das unvergleichliche, heraufwühlende Spiel von neuem begann, versiel ich demselben Fieber, ja es steigerte sich mit jedem Takte! Oh, Ständchen aus „Don Pasquale“, oh, Quintett aus „Lucia“! Jetzt rief ich mir die Züge des Grafen genau ins Gedächtnis zurück, und er verklärte sich in meinen Augen, ich verliebte mich leidenschaftlich in seine stillen, vornehmen Mienen, seine halbgeschlossenen, müden Augen. Im selben Moment trat bei mir ein Abscheu gegen Zanetto ein. Diese Wandlung vollzog sich in mir ohne jeglichen Bewusstseinsbiß! Meine fixe Idee war, ihn los zu werden.

Zanetto aber gehörte zu den Klettenmenschen, die sich nicht leicht abschütteln lassen; lange Zeit blieb er blind. Einen Nebenbuhler gab es ja im eigentlichen Sinne des Wortes auch nicht!

In dieser Situation verzehrte ich mich. Über Tag war ich wie in der Hölle, des Nachts von 10—12 Uhr öffnete sich mir das Paradies, während Don Camillo phantasierte. Zuweilen blieb's drüben still, der Graf begleitete seine Mutter in Gesellschaften; er war der heißbegehrte Liebling der Albrizzis, Loreolanos, Mocerigos u. s. w., doch nur gezwungen besuchte er diese Kreise, wo soviel medifiziert, der Mode, der Eitelkeit jedes Herzensgefühl geopfert wird.

Zanetto alles zu gestehen, wäre Wahnsinn gewesen! Ich hätte ja seine brutale Eifersucht auf einen mir total fremden Mann hingelenkt, den Grafen in Gefahr gebracht oder mir selbst das unauslöschliche Brandmal der Lächerlichkeit aufgedrückt. Ich fand und fand keinen Ausgang, bis es hieß: Zanetto sei militärschuldig und müsse seine drei runden Jahre ab dienen. Er heulte und wehlagte wie alle, die das Meer ihre Heimat nennen, deren Lebenslust die frische Brise ist und denen die Kaserne ein Gefängnis scheint; Trennung von Venedig galt ihm in jeder Hinsicht schlimmer als der Tod.

Und ich abscheuliches Geschöpf sah ihn mit heimlicher Freude ziehen! Sein Regiment stand weit unten in Kalabrien.“

Antonietta hielt in ihrer Erzählung inne und blickte schweigend, wie in Erinnerung versunken, zu Boden. Nach einer Pause fuhr sie gedämpfter, in fast elegischem Tone fort:

„Wie es kam, o Signor, daß eines Tages Camillo in mein Stübchen trat und mich beauftragte, ihm gefädelte Manschetten anzufertigen? Weiß ich's? Alles schien sich rund um mich zu drehen, ich war einer Ohnmacht nahe, er zitterte gleich mir! Ein heller Sonnenstrahl umflamnte das Madonnenbildchen an der Wand und küßte den Lilienengel, der zum Preise Sanct Antonius' von Padua im Glasruge blühte. Camillo aber — denken Sie nur, küßte mir die Hände, als wäre ich kein armes Mädchen, als wäre ich eine Dogaresa gewesen!“

Wie schlug ein ritterlicheres Herz in der Brust eines Edelmannes als dieses Herz, das sich mir zu eigen gab am Sommermorgen im Lilienbuste; ich wollte ja nur seine Magd werden; er bestand darauf, mich zur Gräfin, zu seiner rechtmäßigen Gattin zu machen.

Und er erfüllte sein Wort nach einer Zeit schmerzlicher Kämpfe. Zwischen ihm und seinen adelsstolzen Brüdern kam es zum Bruch. Die Mutter gab schließlich ihre Einwilligung.

Wir pflegen zu sagen, wenn man einen Stern zur Wohnung nimmt, fällt er vom Himmel. Der Stern, den wir bezogen, blieb im blauen Ather! Drei Jahre Seel' an Seele gönnte uns das Geschick. Aber nicht von Dauer ist solch süßes, unentweichtes Glück: Camillo, der Menschenfreund, leistete Hilfe bei einer Überschwemmung in Mestre, zog sich eine Erkältung zu und — flog zum Himmel auf.“ (Die Italiener vermeiden das Wort „sterben“; in ihrer emphatischen Weise umschreiben sie es und sagen: „Die Umarmung Gottes auffuchen“, „Emporwallen ins Paradies“ u. s. w.)

„Und Zanetto?“ wagte ich Don Camillos Witwe zu fragen, welche durch die Herzlosigkeit ihrer Schwäger in die Armut hinausgestoßen worden, aber voller Würde und Kraft sich das Brot erwarb mit ihrer Hände Arbeit, — „Zanetto?“

„Hat sich getrübt“ antwortete sie lächelnd. „Das Garnisonsleben mag ihm zu Hilfe gekommen sein; er soll die Kunde meiner Vermählung ziemlich gleichmütig aufgenommen haben und kehrte, nach Ablauf der Dienstzeit, zu seinen Krabben, Austern und Fischen zurück. Mehr noch: kurz nachdem das größte Unglück meines Lebens mich betroffen, führten mich Geschäfte nach dem Tribunal; ich schritt unter den Arkaden des palazzo ducale entlang, und da, an derselben Stelle, wo ich falsch geschworen hatte, stand Zanetto und warb um die junge Wasserträgerin Angiolina. Tauben schwirrten umher wie damals! Zanetto nahm von einer Welt Besitz, der Welt der Liebe, für mich war und ist sie versunken. So wechseln die Lose der Sterblichen.“

Was schützt vor Verzweiflung? — Erinnerung, Arbeit und ein leidlich gutes Gewissen.“



Unter den Arkaden. Von E. Karger.

